

Buch, Presse und andere Druckmedien

Markus Behmer, Bernd Blöbaum, Armin Scholl, Rudolf Stöber (Hg.): Journalismus und Wandel. Analysedimensionen, Konzepte, Fallstudien
Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2005, 270 S., ISBN 3-531-14627-8, € 29,90

Gravierend sind die anhaltenden Veränderungen im Journalismus, nicht nur die technologisch bedingten: Redaktionen werden dezimiert und durch ‚outgesourcte‘, freie Journalisten ersetzt, anderswo rücken Redaktion, Marketing und PR-Abteilung eng zusammen, so dass schon das Ende des professionellen Journalismus‘ befürchtet wird. Längst sind traditionelle Berufe wie Korrektoren und Metteure verschwunden, am Desktop mit vorgefertigter Display-Matrize wird der Redakteur zum Alleskönner, macht Recherche, Text, Foto, Layout und Umbruch in einem. „Zeitungen werden bunter, durchgestylter und zum Teil kleiner, Artikel kürzer und Bilder größer“ (Blöbaum, S.43). Auch Hörfunkjournalisten schneiden ihre Beiträge am heimischen PC, nicht mehr im Studio, und für das Fernsehen setzt sich der auf sich selbst gestellte Videojournalist durch, der ebenfalls Bild, Ton und Content allein produziert. „Neue Formate wie Reality Soaps, Dokudramen und Talks lösen andere Programmformen ab“ (ebd.) und im Internet konkurrieren Weblogs als neue journalistische Laienformen mit dem professionellen Online-Journalismus.

Da scheint es in der Tat angebracht, den strukturellen Wandel theoretisch wie empirisch zu ergründen, wiewohl mit dieser Kategorie, wie der Münsteraner Kommunikationswissenschaftler Bernd Blöbaum zurecht anführt, nur „eine Art ‚Sammelbecken‘ zur Bestimmung vielfältiger sozialer Prozesse“ (S.41) umrissen ist, die sich in nahezu unendlich viele Faktoren mit ungleichen Gewichtungen auffächern. Und von den diversen theoretischen Zugängen werden sie außerdem unterschiedlich betrachtet; denn auch in diesem Sammelband finden – wie in dem theoretischen Grundlagenband (Martin Löffelholz: *Theorien des Journalismus*, Wiesbaden 2005) – systemtheoretische und andere Ansätze, seien sie historisch oder pragmatisch ausgerichtet, nicht zueinander. „Sozialer Wandel – wie der des Journalismus –“, befindet der Bamberger Kommunikationswissenschaftler Rudolf Stöber, „[kann] nicht durch die systemtheoretische Kategorie des Codes erklärt werden“ (S.36).

Inhaltlich umspannt der Sammelband, der teilweise nach Tagungen der Fachgruppen „Journalismusforschung“ und „Kommunikationsgeschichte“ entstanden ist, einen ungleich breiteren Horizont, als jene aktuellen Veränderungen verlangen. Eingangs fragt Rudolf Stöber in einem Abriss der Journalismusgeschichte seit dem 17. Jahrhundert sowohl nach den Kriterien, die es rechtfertigen, überhaupt

von Journalismus zu sprechen, wie er endogene und exogene Faktoren („Agenten“) herausarbeitet, die den Journalismus im Wechselspiel mit seiner Umwelt beeinflussen. Im strengen Sinn habe sich Journalismus erst eigentlich im „zweiten Drittel des 20. Jahrhunderts zum allgemeinverbindlichen Rollenbild“ formiert (S.22) und künftige Veränderungen lassen sich als weitere Ausdifferenzierungen interpretieren, die nicht unbedingt als Verarmung oder Untergang zu werten seien. Aus systemtheoretischer Sicht schlägt Bernd Blöbaum einen komplexen „analytischen Rahmen“ vor, um Wandel begrifflich wie sachlich untersuchen zu können: Verstanden als „struktureller Wandel“ (S.47) soll er mit Blick auf die erweiterte Forschungsperspektive als Gesamtheit der Veränderungen der journalistischen Organisationen, Rollen und Programme angegangen werden. Doch selbst mit dieser Differenzierung seien die Untersuchungsfelder noch überaus komplex und kontingent, so dass nur langfristige, interdisziplinäre und mehrmethodische Forschungskonzepte angemessen seien. Die sind indes bislang noch nicht verfügbar und kaum erprobt.

Entgegen dem systemtheoretischen Ansatz versteht der Bamberger Kommunikationswissenschaftler Johannes Raabe Journalismus als einen eigenständigen, sozialen, eben beruflichen Zusammenhang und will dessen Veränderungen in der „journalistischen Handlungspraxis“ identifizieren, die sich nicht zuletzt – im Sinne Bourdieus – in kulturellen Momenten manifestieren: nämlich zum einem im „Handeln im redaktionellen Zusammenhang und [im] Umgang mit den Regelstrukturen des Journalismus selbst“, zum anderen im „Glauben an den Sinn und Wert des eigenen Tuns in einem solch spezifischen und relativ autonomen Handlungszusammenhang“ (S.74). Doch wie der Wandel „kultureller Orientierungen und ‚Weltsichten‘ journalistischer Akteure zu verschiedenen Zeiten in der Geschichte des Journalismus“ sowie seine Zusammenhänge „hinsichtlich zeitgleich nebeneinander bestehender, unterschiedlicher publizistischer Kulturen innerhalb des gegenwärtigen Journalismus“ (S.79) empirisch untersucht werden könnte, macht der Autor nicht konkret deutlich.

Nach diesen theoretischen Anläufen werden im zweiten Teil Beispiele für bereits veränderte Journalismuskonzepte vorgestellt: Die Trierer Medienwissenschaftler Hans-Jürgen Bucher und Steffen Büffel beschreiben sehr detailliert Weblogs als „Beispiel von Netzwerk-Journalismus in der globalen Medienkommunikation“ (S.85) und fragen sich anhand der S. J. Schmidt’schen „Entwicklungskonstanten“ (Disziplinierung der Wahrnehmung, Demokratisierungsversprechen, Kommerzialisierung, Individualisierung, Entkoppelung, Kontingenzerfahrungen der Rezipienten, Intermedialität und Reflexivität), wie sich diese Art von informellem Journalismus vom etablierten unterscheidet und wie sich dessen Herausbildung erklären lässt. Ob die überkommenen Prinzipien des Journalismus wie die Trennung der Information von den diametralen Feldern der Werbung, Fiktion und Meinung noch gelten bzw. wie sie zustande gekommen sind und ob sie heute noch erforderlich sind, untersucht der Dortmunder Journalistikforscher

Horst Pöttker. Er sieht in ihrer tendenziellen Erosion kein „Ende des Journalismus“, sondern befürchtet in ihrer Dogmatisierung eher Zensur und wertet es sogar als „Respekt“ (S.139) vor dem nunmehr eher aufgeklärten Publikum, solche Verwischungen zu erproben. Einem neuen Trend vornehmlich in den USA, und dort in den zivilgesellschaftlichen Ausprägungen, spürt die Wiener Kommunikationswissenschaftlerin Margreth Lünenborg nach: nämlich dem sogenannten ‚public journalism‘. Zwar lässt er sich von anderen sozialkommunikativen Aktivitäten in lokalen Öffentlichkeiten kaum abgrenzen, vielmehr ist er eher eine „Mischung aus Projektmanagement, Datenerhebung und Sozialarbeit“ (S.149) zugleich. Er entstand in den 90er Jahren vor allem als Kritik an den herkömmlichen Formen wie dem ‚objective reporting‘ und ‚investigate reporting‘, scheint aber inzwischen seinen Zenit überschritten und auch keine prinzipiell neuen Formen hervorgebracht zu haben.

Empirische Fallstudien bestreiten den letzten Abschnitt: Mittels empirischer Beobachtungen von fünf Redaktionen (*Netzzeitung*, *FAZ.NET*, *SVZonline*, *tagesschau.de* und *Spiegel Online*) und Befragungen von Journalisten entdeckt Thorsten Quandt, Kommunikationswissenschaftler in München, dass entgegen manchen großspurigen Prognosen über Multimedia-Journalismus die wichtigsten journalistischen Tätigkeiten immer noch „Such- und Selektionsaufgaben, Textproduktion und Kommunikation“ mit Informanten sind (S.188), mithin Online-Journalismus allenfalls als „eine Modulation bereits bekannter journalistischer Grundelemente“ sei, „wenngleich mit gewissen Eigenheiten“ (ebd.). Jedenfalls sei die „Revolution der Medienkommunikation“ – verglichen mit jenen Prognosen – bislang ausgeblieben (S.190), mindestens bis 2001, als die Erhebung durchgeführt wurde. Dass Journalisten heute ‚den Leser‘ nicht mehr missachten, wie es P. Goltz und W. Langenbucher in ihrer inzwischen schon legendären Studie von 1969 monierten, unterstreicht der Eichstätter Journalistikforscher Ralf Hohlfeld mit einer zunächst sekundäranalytischen Prüfung einschlägiger Studien, sodann mittels einer Befragung von rund 200 Redaktionen von Publikumszeitschriften, Fernsehen und Hörfunk in den Jahren 2000/2001. Die ehemals abschätzigen Urteile sind zumal in den publikumsorientierten, kommerzialisierten Medien mittlerweile recht differenzierten Publikumsbildern gewichen, die sich gleichrangig aus schriftlichen bzw. telefonischen Feedbacks des Publikums, persönlichen Begegnungen mit Rezipienten und den Erkenntnissen der angewandten Medienforschung speisen. Akademische Studien nehmen die Journalisten hingegen kaum zur Kenntnis. Wie sich Journalisten im aktuellen Geschäft (mit Ausnahme von Redakteuren der Fernsehmagazine, Fernsehregionalsendungen, Nachrichtenagenturen und Online-Redaktionen) selbst über die tägliche Nachrichten-Agenda informieren, erfragte der Mainzer Kommunikationswissenschaftler Carsten Reinemann ebenfalls im Sommer 2000 und verglich seine Ergebnisse mit früheren Erhebungen (insofern dient dieser Band auch als Forum zur Vorstellung von Dissertationen).

Als „eher vernachlässigtes Feld“ kennzeichnen die Herausgeber das „Themenfeld Wandel und Journalismus“ (S.11). Gewiss gäbe es noch viele Dimensionen und Facetten, wenn man sich etwa die mögliche Breite des Journalismus vergegenwärtigt. Da aber insgesamt die Arbeiten und Publikationen zum Journalismus als Berufsfeld, System, Institution, Profession, sozialer Aktionszusammenhang (oder wie immer die übergreifenden Termini lauten) zunehmen, ist zu hoffen, dass auch seine nicht mehr zu übersehenden Veränderungen verstärkt in den analytischen Blick kommen.

Hans-Dieter Kübler (Werther/Hamburg)